

„Das Leben ist ein Fragment“¹ (Bonhoeffer)

KLOSTER STIPEL, 10. September 2007, 20.00 Uhr

Elisabeth Jünemann

„Das Leben ist ein Fragment.“ – Wer spricht einen solchen Satz? Der, der nachdenkt über sein Leben? Und das der anderen? Und zu dem Schluss kommt, dass das Leben nie ganz ist, nie vollkommen und rund? Weil es jedenfalls ein Ende hat? Weil es jedenfalls vom Tod betroffen ist?

„Das Leben ist ein Fragment.“ – Wer spricht einen solchen Satz? Der, der nachdenkt über den Tod. Betroffen ist vom Tod. Es wird wohl so sein: Betroffen vom Tod sehen wir das Leben als Fragment. Aber: Den Moment, an dem wir nicht vom Tod betroffen wären, in dem er uns nicht nahe wäre, den gibt es nicht. Der Tod gehört zum Leben. Nicht: nur das Leben. Nicht: nur der Tod. Und auch nicht: Erst das Leben, dann der Tod. Gott nahm ihn mitten aus dem Leben zu sich“, sagen wir. Mitten im Leben Tod.

Nicht, wie der römische Philosoph Epikur es gemeint hat. Er sagt: Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr. Er geht also weder die Lebenden an, noch die Toten; denn die einen geht er nicht an, und die anderen existieren nicht mehr“²

Die Theologie sagt: Er irrt. Der Tod ist mitten im Leben. Oder: „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen...“ So heißt es in einem der ältesten christlichen Lieder zum Thema Tod. Wir singen es oft bei Beerdigungen.

Rainer Maria Rilke hält es mit der Theologie. In seinem Gedicht „Schlussstück“ beschreibt er den Tod im Leben so:

*„Der Tod ist groß
Wir sind die Seinen
Lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.“*

Leben und Tod – sie gehören zusammen. Wer etwas vom Tod verstehen will, der muss etwas vom Leben verstehen. Wer vom Tod reden will, muss vom Leben reden.

1. Das Leben ist ein Fragment

Dietrich Bonhoeffer, der evangelische Theologe, der 1945 im Alter von 39 Jahren im KZ Flossenbürg ermordet wurde, hat kurz vor seiner Hinrichtung, den Tod vor Augen, aufgeschrieben, wie er das Leben erfährt:

„Ich empfinde immer mehr, wie Leben fragmentarischen Charakter hat. Es kommt also wohl vor allem darauf an, ob man dem Fragment des Lebens ansieht, wie das ganze eigentlich nahe legt und gedacht ist und aus welchem Material es besteht...“³

Das Leben ist, schreibt Bonhoeffer, ein Fragment. Es ist nicht das Ganze. Aber es ist viel. Denn, so schreibt er weiter:

¹ Vgl. dazu E. Jünemann, Sterben und Tod aus theologischer Sicht, in: M. Hörning/ P. Leppin (Hg.) Der Tod gehört zum Leben, Münster 2004, 57-82.

² E. Gignon (Hg), Epikur. Von der Überwindung der Furcht, Zürich 1969², 101.

³ D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. München 1977, 257f.

„Immer gibt es Fragmente, die Fragmente sein müssen - ich denke z. B. an die Kunst der Fuge. Wenn unser Leben auch nur ein entferntester Abglanz eines solchen Fragments ist, in dem wenigstens eine kurze Zeit lang die sich immer stärker häufenden verschiedenen Themata zusammenstimmen und in dem der große Kontrapunkt vom Anfang bis zum Ende durchgehalten wird, so dass schließlich nach dem Abbrechen höchstens noch der Choral: `Vor deinen Thron tret ich allhier´ intoniert werden kann, dann wollen wir uns auch über unser fragmentarisches Leben nicht beklagen, sondern daran sogar froh werden.“⁴

Das Leben ist ein Fragment, das Fragment sein muss. Das gerade dadurch gut ist, dass es Fragment ist. Das uns gerade dadurch sogar froh werden lässt. Das Leben ist ein Fragment. - Was ist ein Fragment?

Der evangelische Pastoraltheologe Henning Luther hat erklärt, was der Begriff Fragment aussagen kann:⁵ Der Begriff des Fragments stammt aus der Kunst. Da steht das Fragment im Kontrast zur Totalität. Das heißt: Das Fragment steht dem in sich geschlossenen Ganzen gegenüber. Es steht der Einheitlichkeit gegenüber und der dauerhaften Gültigkeit. Leben als Fragment spricht also vom Leben als dem Gegenteil jeder Totalität, d.h. als dem Gegenteil von Ganzheit, Einheitlichkeit, Gültigkeit.

In der herrschenden, klassischen Kunstauffassung ist das Fragment etwas Defizitäres: Ein Fragment ist ein Kunstwerk, dem etwas fehlt. „Es ist ein Fragment“ – Das ist als Negativurteil zu verstehen. Fragment – das steht für etwas nicht Gelungenes, unvollständig Gebliebenes. Oder für etwas Zerstörtes. Wenn Bonhoeffer unser Leben ein Fragment nennt - Heißt das: Das Leben ist etwas Defizitäres? Ein Kunstwerk, dem etwas fehlt? Darüber muss nachgedacht werden.

Mindestens zwei Bedeutungen des Fragments sind zu unterscheiden. Da sind zum einen Fragmente als Überreste eines zerstörten, aber ehemals Ganzen, der Torso, die Ruine. Das sind die Fragmente aus Vergangenheit. Da sind zum anderen die unvollendet gebliebenen Werke, die ihre endgültige Gestaltungsform nicht mehr – oder: noch nicht - gefunden haben. Das sind die Fragmente aus Zukunft.

Wenn Bonhoeffer sagt, das Leben sei ein Fragment, dann heißt das: Das Leben ist ein Fragment aus Vergangenheit und aus Zukunft. Als Fragment aus der Vergangenheit zeigt es auf die Lebensgeschichte. Auf den Anfang. Es erinnert an die Geschichte allen Lebens. An den Anfang allen Lebens. Und an die eigene Lebensgeschichte. An die Erfahrungen aus unserer Lebensgeschichte. Daran, dass es in unserer Geschichte immer etwas gibt, das zerbrochen ist. Verloren ist. Nicht integriert ist. Als Fragment aus der Zukunft zeigt es auf das, was noch kommt. Was noch aussteht. Was noch fehlt. Was noch nicht vollendet ist. Es erinnert an das, was noch möglich ist. An Werke, die angepackt wurden, aber noch nicht vollendet sind.

Und noch etwas: Als Fragment aus Vergangenheit und Zukunft lässt es erkennen, aus welchem Material das Ganze, das Endgültige, das Vollendete besteht. Wie das Ganze beschaffen ist.

Dann macht Dietrich Bonhoeffer also mindestens drei wichtige Aussagen über das Leben und über den Tod, der zum Leben gehört: 1. Das Leben, so wie es ist, ist ein Fragment. Ein Teil aus Vergangenheit und Zukunft. 2. Das Leben, so wie es ist, ist also nicht das Ganze. Nicht das dauerhaft Gültige. Immer gibt es etwas, das nicht mehr und noch nicht vollendet ist. 3. Das Leben, so wie es ist, ist als Fragment aber aufgehoben in ein größeres Ganzes, dessen Schönheit es zeigt.

Das leuchtet ein. Zum Leben, so wie es ist, gehört eine Vergangenheit und eine Zukunft. Ein Vorher und ein Nachher. Ein Anfang und ein Ausgang. Das heißt: Vom guten Ganzen des Lebens kann nur der erzählen, der von seinem guten Anfang und von seinem guten Ausgang erzählt. Der erzählt, wie es einmal war und wie es einmal sein wird. Wer sich erinnert an das Ganze, das es einmal war und

⁴ Ebenda.

⁵ Vgl. H. Luther: Identität und Fragment, in: ders., Religion und Alltag. Bausteine zu einer praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992. 160-182, 167.

erwartet, dass es als das Ganze noch aussteht, der erfährt etwas von der Würde und der Schönheit des Lebens. Und umgekehrt: Wer etwas von der Würde und der Schönheit des Lebens erfährt, der erkennt etwas von dem Ganzen, das es einmal war und von dem Ganzen, als das es noch aussteht.

Also: Am Ganzen, das es umschließt, erkennen wir, wie das Fragment Leben beschaffen ist. Am Fragment Leben selber können wir erkennen, wie das Ganze beschaffen ist. Die Geschichten vom guten Leben, vom ganzen Leben, die fangen also verschieden an: Die einen fangen an mit: „Es war einmal“. Die anderen mit „Einmal wird es sein“.

2. Das Leben ist Fragment aus Vergangenheit. Wir erinnern uns an das immer wieder zerstörte, aber ursprünglich Ganze.

Die „Es war einmal“ - Geschichten sind die Geschichten vom guten Ursprung und Anfang des Lebens. Die Schöpfungsgeschichte ist eine „Es war einmal - Geschichte“. Sie ist die Grundgeschichte des guten Anfangs. Sie erzählt vom Anfang der Welt und vom Anfang des Lebens. In der Schöpfungsgeschichte behaupten Menschen allem Widerspruch zum Trotz, dass das Leben nicht dem Zufall entsprungen ist.

Der Anfang war nicht Zufall, der Anfang war Güte - das erzählt man sich in den Schöpfungsgeschichten. Siehe, es war gut! heißt es nach jedem Schöpfungsakt. Menschen sagen sich darin: Es gab, ehe wir geboren waren, das Urgelingen unseres Lebens. Ehe wir geboren waren, hat Gott das Chaos gebändigt, das uns bedroht. Er hat das Wasser in oben und unten geteilt, damit wir atmen können. Er hat das Land getrocknet, damit wir darauf gehen können. Darein hat Gott den Menschen erschaffen. Nach seinem Bild. Als Mann und Frau. Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: `Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und macht sie euch untertan! Ihr sollt lieben und arbeiten. Ihr könnt das. Und. Siehe, es war gut! (Gen1,1ff) Vollendet.

In Psalm 8 sagt der Psalmist es ähnlich: Seh' ich den Himmel, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du befestigt: Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt. Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt. - Wie viel Stolz liegt darin. Wie viel Selbstschätzung, zu behaupten und zu glauben: Vor Urzeiten ist an mich gedacht. Das Leben ist da, bevor ich es selbst erstelle. Mein Leben hat schon ein Haus, ehe ich es selber baue.

Seit Urzeiten ist - darauf baut die gesamte christliche Theologie auf -, der Mensch von Gott gewollt und geliebt, behütet und beauftragt. Von Anfang an hat Gott gewollt, dass der Mensch lebt, liebt, arbeitet – das gehört zusammen. Das macht das Leben ganz. Ursprünglich. Sich an das ursprünglich Ganze zu erinnern, macht das Leben gut.

Aber: Menschen machen immer auch Erfahrungen, die gegen das gute Ganze des Lebens sprechen. Die das Leben vom guten Ganzen trennen. Mitten im Leben begegnen wir dem Tod. Paulus spricht im Korintherbrief (1 Kor 15,31) sogar vom „täglichen Sterben“. Das tägliche Sterben hat viele Namen: Verlassenheit und Vergessenheit, Erfolglosigkeit und Einsamkeit... Verlust der Arbeit, Zerschneiden der Freundschaft, Trennung der Partnerschaft. Leben stirbt und stirbt. Es gibt dauernd her. Wir verlieren unsere Arbeit, wir vermissen den Erfolg, wir lassen die erwachsen werdenden Kinder aus dem Haus, wir verlieren unsere Gesundheit, die körperliche und die seelische, Freundschaften zerschneiden, Beziehungen gehen auseinander, Liebe stirbt.

Leben muss dauernd lassen. Von Geburt an. Wir haben immer wieder Abschied nehmen müssen. Uns trennen müssen. „Partir, c'est toujours mourir un peu“, heißt ein oft zitierter französischer Spruch. „Sich trennen, das ist immer ein bisschen sterben.“ Täglich sterben wir kleine Tode. Immer wieder werden wir vom gelungenen Ganzen getrennt.

Wer die kleinen Tode im Leben kennt und sie benennt, kann vom großen Tod im Leben sprechen.⁶ Vom großen Tod, der vollends trennt. Vom großen Tod, in dem wir vollends lassen. Loslassen. Der große Tod hat viele Gesichter. Jeder stirbt, sagen wir, seinen eigenen Tod. Die alte Frau am Ende eines langen Lebens. Der junge Mensch, der noch so viel vor hatte. Mit dem wir noch so viel vorhatten. Die Mutter, die mitten aus der Sorge um ihre Kinder herausgerissen wird. Der Tod als Folge eines gefährlichen Berufes. Oder als Folge sinnloser Zufälle, unglücklicher Verkettungen. Verkehrsunfall. Attentat. Mord.

Der Tod hat viele Gesichter. Immer trennt er. Immer zerbricht er das Ganze. Grausam und gewaltsam erfahren wir den Tod. Als Feind des Lebens.

In der christlichen Tradition hat man sich schwer getan, Gottes gutem Schöpfungshandeln diesen Tod zuzuschreiben. Das ist verständlich. Den Tod, erklärt die Tradition, müssen sich die Menschen schon selber zuschreiben. Er ist – das war der Kern des theologischen Redens über Sterben und Tod bis Ende der 50er Jahre – Folge der Sünde.

Der Tod als Folge der Sünde? Die Erklärung fand man in der zweiten, älteren Schöpfungsgeschichte (Gen 2,4bff): Die Menschen, Adam und Eva genannt, wollen ihre Unabhängigkeit von Gott. Sie wollen ihr Leben nicht in Gottes Hand lassen. Sie nehmen es selber in die Hand. Selbstmächtig. Eine maßlose Überschätzung. Ein Totalitätsanspruch, der von Gott bestraft wird: Zur Frau sprach er: „Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder. Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen. Zum Mann sprach er: Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte: So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens. ... Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen. Denn Staub bist du, zum Staub musst du zurück. (Gen 2,16-19). Von nun an ist der Mensch sterblich.

Wir wissen heute, dass in einer Schöpfung, die sich evolutiv vollzieht, das Leben ohne Tod nicht denkbar ist. Dass die Vergänglichkeit des Gewordenen die Bedingung ist für neues Leben. Die Menschen im Mittelalter, der Dichter Rainer Maria Rilke schreibt davon, hatten eine schöne Vorstellung davon: Man hatte, sagte man, den Tod in sich wie die Frucht den Kern, aus dem neues Leben kommt. Die Kinder einen kleinen, die Erwachsenen einen großen. Die Frauen hatten ihn im Schoß, die Männer in der Brust.⁷ Der Tod als Kern zum neuen Leben kann nicht Folge der Sünde sein. Folge der Sünde aber kann die Art und Weise sein, wie der Mensch den Tod erfährt. Das ist Folge der Sünde, der Selbstüberschätzung des Menschen: Dass wir unser Arbeiten nicht mehr im Zusammenhang des von Gott geschaffenen und gehüteten Ganzen sehen – das macht es so mühsam. Dass wir uns die Liebe selber besorgen wollen – das macht sie so schmerzlich. Das lässt sie scheitern. Und: Dass wir das Leben herausschneiden und abschneiden von dem von Gott gewollten und geschenkten Ganzen – das macht den Tod zum Abbruch des Lebens. Zur Zerstörung. Zum Feind. Zur unheimlichen, gefährlichen Macht.

Den Theologen Karl Rahner⁸ und Ladislaus Boros⁹ haben wir es zu verdanken, dass es in der Theologie ein Umdenken gab. Der Tod wird nun nicht mehr als etwas verstanden, das nicht sein soll und nur als Folge der Schuld ist. Er wird nicht mehr nur als Abbruch von außen, Zerstörung, radikalste Entmächtigung verstanden. Der Tod bekommt eine andere Gestalt.¹⁰

In den Vordergrund rückt das Sterben. Sterben ist nicht rein passives Ver-enden. Sterben ist ein „personaler Akt“ des Menschen. Etwas, das er tut. Sterben heißt: Er lässt los. Er lässt sein Leben

⁶ Vgl. N. Schuster, Was verkünden wir über den Tod, in: LS 46 1995, 288-293, 289.

⁷ Vgl. R.M. Rilke in den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge zu „Früheres“. Zitiert aus: D. Fohr, Menschen am Grab, in: Publik Forum 22 (1999) 52-55, 54.

⁸ K. Rahner, Zur Theologie des Todes, Freiburg 1958.

⁹ L. Boros, Mysterium mortis. Der Mensch in der letzten Entscheidung, Olten 1962.

¹⁰ Vgl. M. Herzog (Hg.), Sterben, Tod und Jenseitsglaube. Ende oder letzte Erfüllung des Lebens? Stuttgart 2001.

los. Er gibt sein Leben. Er gibt es nicht weg. Nicht ins Leere. Er gibt es hin. Sterben ist Hingabe des Lebens. Nicht Weggabe sondern Hingabe des Lebens.

Hingabe. Das ist nicht dasselbe wie Weggabe. Hingabe hat immer ein Du im Auge. Hingabe – das Wort kennen wir in der Liebe. Liebe will Hingabe. Wer liebt gibt sich hin. An einen anderen. Wer liebt, der lässt sich los. Auf einen anderen hin. An der Hingabe vor allem liegt es, dass Liebe und Tod so nah beieinander sind. Sie haben die gleichen Wurzeln. Die gleichen Strukturen. Nicht von ungefähr haben die großen Liebesgeschichten alle mit dem Tod zu tun. Die Franzosen nennen die erfüllte Hingabe in der körperlicher Liebe „la petite mort“, den „kleinen Tod“. Der Tod ist anwesend in jeder, in jeder einzelnen liebenden Hingabe, die ein Stück Leben kostet. Paulus spricht davon. Er spricht von seinem täglichen Dasein für andere als Formen der Hingabe des Lebens, als Formen des Sterbens. „Ständig“, schreibt er, „erleide ich das Sterben, das Jesus durchlitten hat, an meinem eigenen Leib“. (2 Kor 4,10) Das Leben ist, so wie es von Gott entworfen ist, geschaffen für die Liebe. Für die Hingabe. Ständig liefert es sich liebend aus. Stück für Stück lässt es sich los. Lässt sich ein auf den anderen. Setzt sich ein für den anderen. Wer liebt, sagt der Duisburger Theologe Franz-Josef Nocke in seinem Buch „Liebe, Tod und Auferstehung“, der hat schon ein gut Teil des Sterbens hinter sich gebracht.¹¹ Am Ende seines Lebens soll der Mensch diese Hingabe vollenden. Er gibt sich ganz aus der Hand. Er gibt sein Leben - sein nicht fertig gewordenen, nicht ganz gelungenes Leben - in Gottes Hand. Das Leben kommt zu seinem Ursprung. Zurück zum guten Ganzen.

Das Leben ist ein Fragment. Es ist nicht das gute Ganze. Das dauerhaft Gültige. Immer gibt es etwas, das fehlt. Das wir verloren haben. Aufs Spiel gesetzt haben. Von dem wir getrennt wurden. Das Leben ist ein Fragment aus Vergangenheit. Als Fragment aus Vergangenheit kommt es aus dem Ganzen. Es kennt den Weg zurück zum Ganzen. Und so ist es gut.

3. Das Leben ist Fragment aus Zukunft. Wir hoffen auf das noch nicht aber irgendwann vollendete Ganze

Wer liebt, der kennt etwas vom Sterben. Wer liebt, der kennt aber auch den Wunsch nach einem guten Ausgang. Nach Unzerstörbarkeit. Nach Unendlichkeit. Nach Ewigkeit. Die Liebe hört niemals auf, (1 Kor 8) steht es im Korintherbrief. „Stärker als der Tod ist die Liebe“, sagt das Hohe Lied der Liebe (8,6). Die Liebe ist, so formuliert es Papst Benedikt (noch als Kardinal Ratzinger) „ein Schrei nach Unendlichkeit“¹². Der Tod und die Liebe – das sind schlechte Buchhalter. Der Tod und die Liebe – die bilanzieren nicht. Sie sagen nicht nur, was der Fall ist und was man bei vernünftiger Kalkulierung erwarten kann. Der Tod und die Liebe – die gehen aufs Ganze. Sie erwarten das Ganze. Sie sind darauf aus, Grenzen zu übersteigen. Die Liebe und der Tod – sie fragen nach einer Macht, die den Wunsch des Menschen nach einem guten Ausgang des Lebens erfüllt. Die Sehnsucht des Menschen nach Unzerstörbarkeit, nach Unendlichkeit erfüllt.

Eine Antwort findet diese Sehnsucht des Menschen in der christlichen Hoffnung darauf, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. In der Hoffnung auf die Auferstehung. In der christlichen Hoffnung auf das, was kommt. Von dem, was kommt, können wir nicht nur wissend reden. Von dem, was kommt, müssen wir in der Sprache der Hoffnung reden.

Christen sind die, die hoffen. Die christliche Theologie ist die Wissenschaft, die es wagt, über diese Hoffnung zu sprechen: Von dem, was kommt, vom endgültigen Ganzen spricht die christliche Hoffnung auf die „Auferstehung der Toten“. Auf das „Ewige Leben“. Die christliche Hoffnung hat einen Grund: Der Grund der Hoffnung auf Auferstehung liegt im Glauben an die Auferstehung Jesu. Sein Sterben ist die letzte Konsequenz eines Lebens, das bestimmt ist durch Hingabe. Er gibt sein Leben in Gottes Hände. Und Gott nimmt es auf. Er nimmt es an. Gott identifiziert sich mit Jesus. In der neutestamentlichen Jesus-Überlieferung ist der Tod nicht das letzte Wort. Alle

¹¹ Vgl. F.J. Nocke, Liebe, Tod und Auferstehung. Über die Mitte des Glaubens. München 1993, 138ff.

¹² Zitiert nach: G. Greshake, Stärker als der Tod, Mainz 1981, 61.

Evangelien schließen mit dem Zeugnis von der Auferweckung des gestorbenen Jesus durch Gott. Jesus lebt, heißt es. Er ist auferstanden. Die Jünger erfahren die Person Jesu immer wieder in einer neuen Lebendigkeit.

Christliche Hoffnung hat einen Grund: Jesus lebt. Nicht: Das Leben hat ihn wieder. Jesus von Nazareth ist aufersta¹³nden in ein radikal Neues hinein. In ein prinzipiell Anderes. In ein total Jenseitiges. Das ist mehr als: Das Leben hat ihn wieder. Das ist unsere christliche Hoffnung: Dass sie irgendwann an unserem Grab stehen und sagen: Sie lebt. Er lebt. Dass es irgendwann für uns mehr geben wird als, dass das Leben uns wieder hat. Mehr als eine Verlängerung des irdischen Lebens ins Unendliche. Nicht so „als ob nur ... die Pferde gewechselt wären und dann weitergefahren würde“. (K. Rahner) Mehr auch als den Anfang eines neuen, diesmal besseren Lebens, in dem das frühere einfach zurückgelassen und vergessen wäre.

Von dem, was kommt, müssen wir in der Sprache der Hoffnung reden. In der Sprache des Glaubens: „Ich glaube an das ewige Leben!“ Man kann an diesen Satz des Glaubensbekenntnisses eine falsche Frage stellen. Man kann fragen: Ist das ein richtiger oder ein falscher Satz? Und geriete dann in die Apologetik.

Eine andere Frage bringt weiter¹⁴: Ich will den Menschen, der seinen Glauben an das ewige Leben bekennt, fragen, wer er ist; was mit ihm geschieht, wenn er diesen Satz spricht. Und welcher Lebenswunsch ihn treibt, so zu sprechen.

Ist er einer, der sich selbst nicht loslassen kann? Einer, der unter dem Zwang steht, sich endlos weiter zu denken? Ist er unfähig, endlich und begrenzt zu sein? Glaubt er vielleicht, ein ewiges Leben würde gut machen, was im zeitlichen Leben zerstört, beleidigt und niedergetreten wurde? Ist er ein Mensch, der unfähig ist, etwas für verloren zu erklären und jemanden abzuschreiben?

Ich will auch den fragen, der den Satz vom ewigen Leben leugnet. Ich will ihn fragen, was ihn treibt. Ist er ein leidenschaftsloser Buchhalter, der unfähig ist, mit der großen, manchmal auch törichten Sprache derer, die Wünsche und Sehnsucht haben, das ganze Leben für alle einzuklagen? Ist er ein zornesunfähiger und klageunfähiger Realist, der immer genau weiß, was er sagt, und der gegen jede Übertreibung der Hoffnung gefeit ist?

Vielleicht ist er der Leugner des Satzes vom ewigen Leben einer, der auf der Trostlosigkeit beharrt. Die Trostlosigkeit hat auch ihre Würde. Vielleicht hat ihm das Leben die Sprache verschlagen. Vielleicht besteht er mit seinem Leugnen darauf, dass mit allem, was dem Leben angetan wurde, etwas Unendliches geschehen ist. Dass mit jeder Schändung des Lebens Gott selber geschändet wurde. Vielleicht ist seine Leugnung des ewigen Lebens ein Teil des Glaubens an das Leben, das gut sein soll und in dem niemand verloren gehen soll.

Vielleicht ist der Leugner des Satzes vom ewigen Leben aber auch ein anderer. Marie-Luise Kaschnitz spricht davon:¹⁵

*„Die Mutigen wissen
dass sie nicht auferstehen
dass kein Fleisch um sie wächst
am jüngsten Morgen
dass sie nichts mehr erinnern
niemandem wieder begegnen
dass nichts ihrer wartet
keine Seligkeit,
keine Folter*

¹³ Zit. Nach ebenda.

¹⁴ Vgl. zum folgenden: F. Steffensky, Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg³1999, 61-70 (Das Lied vom guten Ausgang – Ewiges Leben).

¹⁵ Zitiert nach P. Neysters/ K.H. Schmidt, Denn sie werden getröstet werden. Das Hausbuch zu Leid und Trauer, Sterben und Tod. München 1993, 140.

*ich
bin nicht mutig.“*

Gegen die Würde und den Mut der Trostlosigkeit setzt die Dichterin die Würde und den Mut der unbewiesenen Behauptungen. Der Behauptungen vom guten Ausgang des Lebens. So wie sie z.B. beim Propheten Jesaja zu lesen sind: Der Prophet spricht von Zeiten, in denen die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden. Die Lahmen werden springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Land. Jesaja ist der Meister der Sehnsucht nach dem ganzen Leben, der Meister der Träume vom guten Ausgang des Lebens, und so prophezeit er: Einmal wird es sein, dass keiner mehr hungert und keiner sich mehr vom Fett des anderen nährt. Die Völker werden auf dem Berge Zion sein, nicht mehr in der dunklen Geducktheit der Täler. Alle werden essen und alle werden trinken, ein fettes Mahl und starken Wein. Die Decke der Trauer und der Blindheit, die über allen liegt, wird weggerissen. Die Völker werden jubeln und klar sehen. Das Geschäft des Todes wird ruiniert sein. Die Schmach wird aufhören, und die Tränen werden abgewischt sein. - Der Herr hat es versprochen, sagt der Prophet. (z.B. Jes 25,6-8; 35,6)

„Ich glaube an das ewige Leben.“ Das könnte heißen: Ich habe eine Vorstellung vom Ganzen. Vom zukünftigen Ganzen. Ewiges Leben, sagt Jesaja, ist nicht einfach die gestreckte Zeit. Es ist die andere Zeit. Die Zeit, in der die Weinenden lachen; in der die stumm Gemachten ihr Lied singen und in der das Recht für alle aufgerichtet ist.

„Ich glaube an das Ewige Leben.“ Es könnte sein, dass der Sprecher dieses Satzes sich einfach das Menschenrecht nimmt, nicht zu verzweifeln. Man kann nicht leben und nicht sterben ohne eine Vorstellung vom zukünftigen Ganzen. Wie soll man leben und sterben ohne Vorstellung von etwas, das größer und weiter ist als man selbst. Das mehr verspricht als man sich selbst versprechen kann.

Das Leben ist Fragment. Kein Leben gelingt ganz. Kein Leben wird ganz fertig. Immer gibt es noch etwas, das fehlt. Das Leben ist Fragment aus Zukunft. Als Fragment aus Zukunft zeigt es auf das Ganze. Auf das, was noch kommt. Es hat eine Vorstellung von dem, was noch aussteht. Und so ist es gut.

4. Das Leben ist Fragment, das auf das Ganze weist. Wir sehen ihm an, wie das Ganze ist

„War ich“, hat mich meine kleine Tochter gefragt, als sie über den Tod ihres Onkels nachdachte, „als ich noch nicht auf der Welt war, da wo der Karl-Peter jetzt ist?“ Wo war ich als ich noch nicht geboren war? Wo ist der tote Onkel jetzt? Das sind Fragen eines Kindes.¹⁶ Und es sind Grundfragen des Lebens: Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Kann ich mich in Verbindung denken mit einem Ganzen? Mit einem bergenden Ganzen?

Kurz vor seinem Tod hat der Schriftsteller Heinrich Böll ein Gedicht voller Wärme und voller Vertrauen in dieses alle umfangende und bergende Ganze an seine Enkelin geschrieben:

*„Wir kommen weit her liebes Kind
und müssen weit gehen
keine Angst
alle sind bei Dir
die vor Dir waren Deine Mutter, Dein Vater
und alle, die vor ihnen waren
Weit weit zurück
alle sind bei Dir
keine Angst*

¹⁶ Vgl. A. Bucher (Hg.): „Mittendrin ist Gott“. Kinder denken nach über Gott, Leben und Tod, Stuttgart 2002. M. Plieth, Kind und Tod. Zum Umgang mit kindlichen Schreckensvorstellungen und Hoffnungsbildern, Neukirchen-Vluyn 2001.

*wir kommen weit her
und müssen weit gehen
liebes Kind.“¹⁷*

Wir kommen weit her und müssen weit gehen. Aber: Keine Angst, alle sind bei Dir. Alle. Auch die Toten. Wir reden von dem, das einmal war. Und von dem, das einmal sein wird. Wir lassen uns nicht von der Realität des Augenblicks verschlucken. Wir reden von den Ursprüngen des Lebens in Gott und von seiner Zukunft bei Gott. Wir kennen Gottes Versprechungen und Verheißungen. Wir haben eine Vorstellung vom ganzen Leben. Woher nehmen wir diese Vorstellung vom ganzen Leben?

Wir nehmen die Vorstellung vom Ganzen aus dem Leben, in dem es immer etwas gibt, das nicht vollendet wurde. Nicht fertig geworden ist. Nicht gelungen ist. Weil ich das Ganze kenne, weiß ich, was dem Leben fehlt. Weil ich das Gute des Ganzen kenne, schätze ich das Leben – mit allem, was ihm fehlt.

Wir nehmen die Vorstellung vom Ganzen aus dem Leben, in dem es immer auch Gelungenes gibt. Wir haben geliebt und sind auch glücklich gewesen. Wir haben gearbeitet und sind manchmal erfolgreich gewesen. Weil wir das Leben kennen, haben wir eine Vorstellung vom Ganzen. Weil wir die Schönheiten des Lebens kennen, haben wir eine Ahnung von der Schönheit des Ganzen. Das Leben übt nicht nur den großen Tod, indem es immer wieder kleine Tode stirbt. Es erkennt auch an den vielen kleinen Schönheiten die große Schönheit.

Ein bisschen drastisch, aber deutlich wird von Teresa von Avila erzählt, wie sie an der kleinen Schönheit den Hinweis auf die große Schönheit entdeckt: Einmal aß Teresa mit einem Priester ein reiches und gutes Essen. Eben waren sie an der besonders guten Süßspeise, da sprach der Priester mit vergrämtem Gewissen: Wie schwach und verführbar ist der Mensch und wie lenkt ihn seine Gaumenlust von den geistlichen Dingen ab! Teresa aber sagte gut gelaunt: Wenn dieses Essen und diese Süßspeise schon so gut sind, wie viel herrlicher und süßer wird unser Gott sein.

Wenn schon Irdisches so gut ist, wie gut muss Himmlisches sein. Wenn schon ein Teil des Ganzen so gut ist, wie gut muss dann das Ganze sein. Und umgekehrt: Wenn das Ganze gut ist, dann kann das Teil nicht übel sein.

Das ganze Gute ist auch im Fragment gut. Ich sehe dem Fragment die Beschaffenheit des Ganzen an. So, umgekehrt, ist der Satz: „Ich glaube an das ewige Leben“ dann aber ein Satz, der sich gegen die Korruption der Gegenwart wendet. Ein Satz des Trostes. Nicht der Vertröstung. Ein Satz, der einklagt. Der einklagt, dass das Ganze am Fragment zu erkennen sei.

Das Leben, wie es vom Ursprung her sein kann und sein soll und wie es einmal sein wird, das muss, so formuliert es die Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils, zumindest und wenigstens als Schatten („adumbratio“ GS 39) erkennbar sein im Leben, so wie es ist. Oder, in Bonhoeffers Worten: „Es kommt also wohl vor allem darauf an, ob man dem Fragment des Lebens ansieht, wie das ganze eigentlich nahe liegt und gedacht ist und aus welchem Material es besteht...“¹⁸

Das nimmt uns in die Verantwortung. Für unser Leben. Dass da der Schatten erkennbar sei. Dass ihm das Material anzusehen sei, aus dem es besteht. Gerade angesichts des Todes wird uns diese Verantwortung deutlich. Deutlicher als sonst. Schmerzlicher als sonst. Das ist verständlich. Denn: Der Tod ist Verendgültigung des konkret und individuell gelebten Lebens. Mit dem Tod wird die ganze Geschichte meines Lebens bestätigt. Sie wird für immer gültig. Meine Liebe und meine Lieblosigkeit, mein Eigennutzdenken und meine Solidarität, meine Ichsucht und mein Dasein für andere. Jetzt sind sie gültig. Nichts ist mehr offen, formbar, revidierbar, nachholbar, aufschiebbar. Nichts ist mehr gleich-gültig. Zeitlebens spüren wir das. Zeitlebens bestimmt das Wissen, dass der Tod uns Grenzen setzt, alles. Unser Leben ist vom Tod bestimmt. Er gibt ihm Kontur. Freuden und

¹⁷ Zitiert nach F. Steffensky, *Wo der Glaube wohnen kann*, 39.

¹⁸ D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*. München 1977, 257f.

Leiden, Lieben und Arbeiten - alles hat ein anderes Gewicht für den, der auf die Grenze durch den Tod sieht.

Das heißt: Der Tod gibt dem Leben Richtung. Aber auch: Mit dem Tod wird das Leben gerichtet. „Das Leben wird im Tod zum Kinderzimmer, das man noch einmal betritt und das so ist, wie es ist, ohne dass auch nur ein zerbrochenes Spielzeug jetzt noch schnell ganz gemacht werden könnte.“¹⁹ Nichts, was da gelebt wurde und Spuren hinterlassen hat, ist rückgängig zu machen. Mit den Augen Gottes ins Kinderzimmer des Lebens zu schauen, das heißt, zu durchschauen, was in meinem Leben gefehlt hat. Zu sehen, was, so wie es war, den Blick aufs Ganze verdeckt hat.

Das Zimmer meines Lebens wird von Gott „durchschaut“ (Ps 139). Und Gott richtet. Das Leben, das nie das Ganze war, das nie ganz gelungen war, wird von Gott gerichtet. Gott richtet mein Leben – das heißt: Gott rückt zurecht. Er richtet neu aus. Das ist der Kern der Verheißung vom ganzen Leben: Dass unser Leben gerichtet wird. Dass es endgültig zum Guten gebracht wird. Dass gerichtet wird, was für die einen durch die anderen aus dem Lot kam. Gott wird etwas aus meinem Leben machen. Er wird es vollenden. Zum Ganzen.

5. Das Leben ist Fragment, das im Tod auf dem Weg zum Ganzen ist. Begleiten heißt Begleiten auf dem Weg zum Ganzen.

„Ich empfinde immer mehr, wie Leben fragmentarischen Charakter hat.“ Dieser Satz soll nicht losgelöst davon gesehen werden, dass Dietrich Bonhoeffer seinen Tod vor Augen hat. Den Tod vor Augen, im Sterben ist das Leben, das Fragment aus Vergangenheit und aus Zukunft, nicht nur Hinweis auf das Ganze – es ist auf dem Weg zum Ganzen.

Menschen auf diesem Weg nicht allein zu lassen, Menschen im Sterben zu begleiten, von jeher eine der christlichen Grundaufgaben, das heißt dann: Begleiten auf dem Weg zum Ganzen.

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das kann heißen:

Den begleiten, der sterbend auf sein eigenes Leben sieht.

Den begleiten, der trauernd auf das Leben eines Gestorbenen sieht.

Den begleiten, der, auf sein Leben sehend, sterben will.

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, d.h. den begleiten, der sterbend auf das in seinem Leben noch nicht Gelungene, noch nicht Fertige, noch nicht Vollendete sieht.

Sterbende begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das kann heißen: Für kurze Zeit die Schwelle zu überschreiten, die Außenstehende und Betroffene trennt. Die Position des „Zuschauers“ aufzugeben²⁰ und zu spüren, was den Sterbenden das Leben nicht lassen lässt. Sensibel wahrzunehmen, was Not tut. Und die Not zu übernehmen, sie mit zu tragen. Der sterbenden Mutter zu sagen: „Ich werde die Sorge um Deine Kinder tragen. In Deinem Namen.“ Dem sterbenden jungen Mann zu sagen: „Ich werde für Dich sprechen. Von Deiner Liebe erzählen, wo man an ihr zweifelt.“ Der sterbenden alten Frau zu sagen: „Ich werde für Dich gehen. Zu Deinen Kindern. In Ordnung bringen, was nicht geordnet ist.“

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das muss auch heißen, such sagen zu lassen: Du musst nicht alles selber machen. Du brauchst das Leben nicht zur Vollendung zu peitschen. Gott begleitet uns. Hoffnung auf Vollendung, wie sie der Satz vom Ewigen Leben spricht, ist Hoffen auf Gott. Auf Gott zu hoffen, heißt aber, auf mehr zu hoffen als auf die eigene Kraft. Wir können mit mehr rechnen als wir selber haben. Er steht für das Ganze. Nicht wir.

¹⁹ N. Schuster, Was verkünden wir über den Tod, in: LS 46 1995, 288-293, 292.

²⁰ „Denn sie ist „eine unmögliche, irrealer, trotz unserer (gesellschaftlichen) Versuche, gerade diese Position einzunehmen und zu halten.“ K. Marti, Zärtlichkeit und Schmerz, Neuwied-Berlin ⁴1984, 24f.

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das heißt er-gänzen. Das Leben da er-gänzen, wo es unerträglich unvollendet ist. Wo das Leben so nicht aus der Hand gegeben werden kann. Leben auf dem Weg zum Ganzen braucht jemanden, der mitgeht.²¹ Jemanden, der er-gänzt. Ganz macht. Vollendet. Sei es ein Mensch, sei es Gott.

**Begleiten auf dem Weg zum Ganzen,
d.h. auch den begleiten, der trauernd auf das noch nicht fertige, noch nicht vollendete Leben eines Gestorbenen sieht.**

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das kann heißen, den zu begleiten, den der Tote zurückgelassen hat. Ihm zu sagen, „Du kannst er-gänzen. Dein Bruder ist herausgerissen worden, mitten aus dem Leben. Aus der Arbeit. Aus der Familie. Ergänze, was er nicht zum guten Ende bringen konnte. In seinem Namen, in seinem Sinn. Vollende, was er begonnen hat. So gut, Du kannst.

„Ich ergänze und vollende, so gut ich kann“. Das ist ein guter Satz. Ein Satz, der das Leben des Toten verbindet mit meinem Leben. Dem Toten Platz gibt in meinem Leben. Aber es ist ein Satz, der einen weiteren Satz braucht: „Gott wird es vollenden.“ Ein Satz, der bewahrt vor dem Totalitätswahn. Der bewahrt vor der Überforderung, alles selber machen zu müssen. Allein für das Leben des Gestorbenen stehen zu müssen. Sein Leben ist in Gottes Händen aufgehoben. In Gottes Händen ist es ganz.

Wir hoffen auf Vollendung des Lebens. Diese Hoffnung leben zu lassen, das kann heißen, sie zur Sprache zu bringen. Mit Worten. Sie zu inszenieren. Mit Gesten. Dabei braucht man nicht alle Gesten und Worte selber zu finden. Es gibt Regeln und Rituale, die entlasten. Worte und Gesten, die Verhalten anbietet. Die Deutungsmuster zur Verfügung stellen. Wer kennt nicht die Situation der Trostlosigkeit, in denen man das Leben nicht gut nennen kann. Nicht hoffen kann. Vielleicht kann man dann noch zuhören, wie andere das Leben gut nennen. Zuhören, wie andere von Hoffnung sprechen.²² In einer Sprache, in Gesten, die jeder versteht. Die jeder lesen kann. Weil wir uns vor Zeiten auf sie geeinigt haben.

In einem Beileidsbrief aus dem Jahr 1890 steht:²³ "Liebe Maria und Familie, mit der innigsten Teilnahme erhielten wir gestern die Nachricht vom Tode Eures Vaters. Wie schmerzlich dieser Verlust Euch getroffen, können wir alle uns denken. Doch der liebe Gott hat es getan, und was er tut, das ist wohlgetan. Denn er hat bei allem, was er tut, die besten Absichten zu unserem Heil. Er hat Euren guten Vater zu sich genommen in den schönen Himmel, wo er frei von den Leiden und Armseligkeiten dieses Lebens den Lohn erntet für alles, was er erlitten hat. Der Franz wird Euch nächste Woche im Heu helfen, damit Ihr nicht so allein steht, und eine Messe zur schmerzhaften Mutter haben wir auch lesen lassen. Mit tiefstem Beileid gerührt grüßt Deine Schwester Kätchen.“

Originelle Worte sind das sicher nicht. Die Sprache ist formelhaft. Die Worte sind wie alte Hülsen. Aber haben sie nicht schon viele Seufzer geborgen, seit sie zum ersten Male gefunden wurden? Es sind nicht originale Worte. Es sind ausgeliehene Worte. Worte, die allen gehören. Aber diskreditiert es ihre Sprache, wenn sie die Formeln der anderen übernimmt? Macht es sie unwahr? Zählt nur das, was von mir alleine kommt? Von innen? Spontan und originell? Nur meine eigenen Gedanken? Meine eigenen Gesten? - Das wäre eine Selbstbeschränkung. Eine trostlose. Sie verzichtete auf den Trost von außen. Den Trost derer, die ihre Trauer, ihre Hoffnung, ihren Glauben lange vor uns in

²¹ Vgl. A. Heller/ K. Heimerl (Hg.), Wenn nichts mehr zu machen ist, ist noch viel zu tun. Wie alte Menschen würdig sterben können, Freiburg ²2000. A. Heller/ K. Heimerl/ Ch. Metz (Hg.), Kultur des Sterbens. Bedingungen für das Lebensende gestalten, Freiburg ²2000. G. Langenhorst, Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozess, Ostfildern 2000.

²² Vgl. P. Kelley, Patricia: Trost in der Trauer. Ein Begleitbuch, München 2001.

²³ Zitiert aus: F. Steffensky, Wo der Glaube wohnen kann, Stuttgart 1989, 155.

Formen und Figuren gebracht haben.²⁴ In Formen und Figuren, die für alle da sind. Die lesbar sind für alle.

Wir haben uns längst beschränkt. Wir sind ärmer geworden. Niemand hält mehr die Uhr an, wenn jemand gestorben ist. Niemand macht mehr das Fenster auf, um die Seele des Toten zu Gott zu lassen. Viele Regeln und Riten, die Sterben und Tod von außen in einen Zusammenhang mit dem Leben bringen, haben wir verloren. Viele haben wir behalten: Die Todesanzeigen. Die Aufbahrung des Toten. Die Trauerfeier und die Beerdigung. Die Gesänge und Gebete in der Kirche und am Grab. Das Grab. Das Kreuz und den Grabstein. Die Grabinschrift. Die Kränze und die Blumen. Die Kranzschleifen. Die Trauerkleidung. Das Totengedenken im 6-Wochenamt. Die Besuche: „Kondolenzbesuche“. Beileidskarten: „Herzliche Anteilnahme“. „Mein Beileid.“ Briefe: „...Wir hoffen mit Dir, dass die Trennung durch den Tod nicht das letzte ist...“ „...Mit Ihnen bin ich verbunden im Gebet und in der Hoffnung, dass dieses unvermittelte Weggehen auch Heimgang, dass dieses gewaltsame Ende auch Vollendung ist...“

Wir haben heilende Gesten und Worte, die von außen auf den Zusammenhang des Ganzen zeigen. Die die Hoffnung von außen nach innen bringen.

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, d.h. den begleiten, der, auf sein Leben sehend, sterben will.

Begleiten auf dem Weg zum Ganzen, das heißt, den zu begleiten, der sich den Tod wünscht. Wer wünscht sich den Tod? Es gibt unterschiedliche Todeswünsche: Es gibt den Wunsch derer, die auf ein rundes Leben zurück sehen und dieses Leben loslassen wollen. Es gibt den Wunsch derer, die auf ein Leben sehen, das ihnen nicht lebbar scheint. Die sterben wollen aus Angst vor der Unlebbarkeit der Zukunft.

Es gibt Todeswünsche, die bestimmt sind von der Zerstörung der Hoffnung. Der Zerstörung der Hoffnung auf Lebensfähigkeit. Todeswünsche, die bestimmt sind von der Übermacht der Schmerzen, der Schmerzen des Körpers und der Schmerzen der Seele. Die Kraft, das Leben höher zu schätzen als den Tod, ist nicht mehr da. Was kann es heißen, den, der da sterben will, auf dem Weg zum Ganzen zu begleiten? „Lebensbegleitung statt Sterbebegleitung“ – das ist eine gute Alternative zur aktiven „Sterbehilfe“ in der Euthanasie-Diskussion. Da hat das Begleiten das Leben im Blick. Das Leben wird begleitet – so, dass wieder etwas sichtbar wird von dem guten Ganzen, das es einmal war und das es einmal sein wird. „Palliative“ Begleitung – das ist ein guter Umgang mit Menschen, die vom Schmerz übermächtig werden. Begleiten heißt da, dem Schmerz, den man nicht nehmen kann, einen Pallium, einen Mantel umzuhängen. Einen schützenden Abstand zu schaffen zwischen dem Schmerz und dem Willen, sein Leben aus der Hand zu geben.²⁵

Die Todessehnsucht, die entsteht, weil die Zukunft nur noch als Schmerz und Zerstörung absehbar ist, unterscheidet sich grundsätzlich von anderen Wünschen nach dem Tod. Ich denke an eine Frau. Sie ist fast 90 Jahre alt. Sie hatte Kinder, Enkelkinder, einen Mann, den sie liebte, sie hatte Freunde. Dann starb eines ihrer Kinder, sie überlebte ihren Mann. Sie wurde hinfällig. Und sie wünschte sich den Tod. Sie ließ einfach nicht mehr alles mit sich machen. Sie konnte sterben wollen, weil ihr das Leben wichtig war. Weil sie vom Leben mehr erwartete als organisches Funktionieren. Menschlich sterben zu können, das kann auch heißen, sterben zu wollen, irgendwann fertig zu sein. Genug zu haben.

²⁴ Vgl. B. Liebsch (Hg.): Trauer und Geschichte, Köln 2001.

²⁵ Vgl. A. Stähli, „Ich will mitfliegen, aber ich habe noch keinen Platz“. Reflexion und Erfahrung über Kranksein, Sterben und Tod auf der Palliativstation „Johannes-Hospiz München“, Münster 2000. K. Heimerl/ A: Heller (Hg.), Eine große Vision in kleinen Schritten. Aus Modellen der Hospiz- und Palliativbetreuung lernen, Freiburg 2001. Ch. Metz/ M. Wild/ A. Heller (Hg.), Balsam für Leib und Seele. Die Rolle der Pflege im Zusammenhang von Hospizarbeit und Palliativer Betreuung, Freiburg 2001.

Dieses „Genug haben“ ist in religiösen Texten oft ganz naiv ausgedrückt. In einem Rezitativ aus einer Trauerkantate von Telemann heißt es vom Leben:

*„Du bist ein ungestümes Meer, das uns an keinen Hafen stellt,
ein Kerker, der uns hart gefangen hält,
ein Labyrinth, wo man in seiner Not kein Ende find't,
ein Lazarett, wo man nur siech und krank,
ein wüster Ort, wo stets ein kläglicher Gesang
in die erschrocknen Ohren fällt.“*

Das Leben als wildes Meer, als Kerker, als Labyrinth und als Lazarett - das ist sicher nicht die komplette Wahrheit. Aber es ist ein erheblicher Teil der Wahrheit, die man sich vermutlich eingestehen muss, um sterben zu können. In der Telemann- Kantate folgt auf das Rezitativ ein schönes Arioso:

*„Komm, sanfter Tod, du Schlafes Bruder,
komm, löse meines Schiffleins Ruder
und führe meines Lebens Kahn
ans Land der guten Hoffnung an,
wo stets Ruh und Freude lacht.“*

Das ist der natürliche Wunsch nach einem Feierabend: Nicht mehr hart rudern müssen, am Land sein, angekommen sein, schlafen dürfen. Da wird das Leben nicht bedauert und beklagt. Es wird nur erklärt, dass es genug ist. Sich so den Tod zu wünschen, das ist keine Schwäche. Das ist der Unwille, unter allen Umständen sein Leben zu verlängern. Dahinter steht eine Vorstellung vom guten Leben. Und vom guten Ausgang des Lebens.

Menschen im Wunsch nach einem ausgereiften Tod zu begleiten, das kann heißen, die Sehnsucht nach dem Ganzen des Lebens zu verstehen. Und sie zu beschützen. Vor bedrohenden Eingriffen von außen: Vor der lebensverlängernden Bedrohung durch die Hightech – Medizin genauso wie vor der das Sterben abkürzenden Bedrohungen durch das, was wir „aktive Sterbehilfe“²⁶ nennen. Vor dem Druck, alles versuchen zu müssen genauso wie vor dem Druck, auf jeden Versuch verzichten zu sollen.²⁷

Wenn ein Mensch wirklich leben durfte, dann hat er vielleicht Gelegenheit gehabt, eine erwachsene Demut zu lernen. Er kann sagen: „Das Leben hier ist viel. Aber es ist nicht alles. Der Tod setzt den Sinn des Lebens und der Welt nicht aufs Spiel.“ – Das ist kein Satz der Resignation. Das ist ein Satz des Glaubens. Daran, dass der Sinn des Ganzen mehr ist als mein irdisches Leben.

Das ist ein Glaubenssatz, den Menschen in vielen Varianten ausgesprochen haben: Dass sie in ihren Nachkommen weiterleben. Dass sie in der Sache, die sie vertreten haben, weiterleben. Dass ihr Leben, auch wenn sie gestorben sind, aufbewahrt ist in den Händen Gottes. Das sind Worte, die den Glauben an den Zusammenhang des Lebens, an das Ganze des Lebens ausdrücken. Sie finden sich immer wieder in den Abschiedsbriefen derer, die in der Nazi-Zeit ermordet wurden. Auch in den Briefen Dietrich Bonhoeffers. Ich ahne, dass diese unerschütterliche Hoffnung, von der Dietrich Bonhoeffer immer wieder geschrieben hat, zusammenhängt mit seinem Vertrauen in dieses größere und bergende Ganze, das unser Leben, so wie es ist, umfängt und würdigt. Vielleicht, wenn man sein Leben so versteht - vielleicht kann man dann trotz des Todes des Lebens froh sein und wie Bonhoeffer sagen oder singen:

²⁶ Vgl. zur Diskussion um den „selbst bestimmten“ Tod z.B.: P. M. Zulehner, Jedem seinen eigenen Tod. Für die Freiheit des Sterbens. Ostfildern 2001; P. Vetter, Selbstbestimmung am Lebensende. Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht. Stuttgart/ München 2005; Patientenverfügung auf dem Prüfstand. Wertepluralismus - ethisches Dilemma - juristische Konsequenzen?: <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/110792/>, 8.9.2007.

²⁷ Vgl. zur Frage nach „lebensverlängernden“ Maßnahmen z.B.: Marckmann, PEG-Sondenernährung: Ethische Grundlagen der Entscheidungsfindung, in: Ethik in der Medizin, 1/2007, 23-27; U. Eibach et al., Künstliche Ernährung um jeden Preis, Workshop „Künstliche Ernährung als Ethisches Problem“, Berlin, 2001.

*„Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“*